

Der coolste Job der Welt

Johannes Thuleweit

Der Hof meines Onkels existiert für mich in einer Welt, parallel zum Rest meines Lebens. Es sind Sommerferien, ich bin fünfzehn und sitze im Auto, es ist ziemlich stickig. Meine Mutter fährt, und wir nehmen Kurs auf ein kleines Städtchen am Rande des Odenwalds. Ich freue mich schon saumäßig auf die Tage auf dem Hof. Ich lerne dort viel über Tiere und die Natur, und außerdem – was das absolut Größte ist – bringt mir mein Onkel bei, seinen großen Fendt zu händeln. Sozusagen das Sahnehäubchen auf der Torte sind meine vier Cousins, mit denen ich mich gut verstehe. Nach einem Tag auf dem Feld zocken wir oder schauen Fernsehen bis in die frühen Morgenstunden.

Ich steige aus dem Auto. Ein Schwall unterschiedlicher Eindrücke strömt urplötzlich auf mich ein: Die Landluft überwältigt mich! Manche Leute würden sagen, es riecht nach Tankstelle und Kuhscheiße, doch ein Kenner wie ich filtert die Düfte von Kuhdung, Tierfutter, Silo, Heu und Stroh, von Landmaschinen, Schmierfett und schlecht verbranntem Diesel heraus. Ich juble innerlich beim Anblick von Traktoren und Anhängern. Meine Tante begrüßt uns herzlich und wir gehen ins Haus. Im Esszimmer sitzt mein Onkel bei Tisch, schlingt sein Mittagessen in einer Wahnsinnseschwindigkeit hinunter, studiert dabei den Wetterbericht des HR, blättert in einer Agrarzeitung und spielt mit seiner kleinen Tochter. Sie ist erst vier und wühlt in ihrem Essen herum, als ob darin noch etwas ganz Besonderes versteckt wäre. Mein Onkel ist ein kräftiger Mann mittleren Alters, dessen Haar schon langsam von innen nach außen zur Glatze übergeht. Er hat schmale Lippen, wettergegerbte Haut, dunkle Augenbrauen, und darunter blitzen freundliche hellblaue Augen. Am Verhalten meines Onkels lerne ich quasi die erste Regel für Landwirte und solche, die es mal werden wollen: Ein Landwirt muss alles können – und das auf einmal. Dann fällt sein Blick auf mich. Er winkt mich freudig herüber und wir drücken uns herzlich. Obwohl es unwahrscheinlich ist, dass er bereits seit mehr als fünf Minuten von meinem Besuch wusste, hat er mich schon eingeplant – was mir aber nicht sonderlich missfällt! Wir werden heute einen Zug (so nennt man ein Gespann aus einer Zugmaschine und zwei Hängern) Stroh auf einen Reiterhof am Frankfurter Stadtrand bringen. Währenddessen hoffe ich, dass meine Mutter endlich nach Hause fährt und mich in meine Parallelwelt abtauchen lässt. Doch sie scheint andere Pläne zu haben, denn sie hält ein munteres Pläuschchen mit meiner Tante. Naja egal, ich bin dabei, meinen öden Stadt- und Schulalltag weit hinter mir zu lassen. Mein Cousin kommt die Treppe heruntergepoltert und ich werde aus meinen Tagträumen gerissen. Wir geben uns die Hand (auf eine Art, die nur Jugendliche kapieren) und klopfen uns auf die Schultern. Er kommt also auch mit und das hebt meine Laune noch weiter. Ich bekomme ein Paar Arbeitshandschuhe zugeworfen und dann geht es auch schon los!

Wir laufen über den Hof hinüber zum Unimog, der unter einem Vordach steht. Bis zu meinem zwölften Geburtstag war dies für mich das coolste Gefährt auf der ganzen Welt!

Ich drücke den Türknauf ein und die Beifahrertür öffnet sich. Ich halte sie offen für meinen Cousin, wir steigen ein. Der Zündschlüssel wird im Schloss gedreht und der Sechs-Zylinder-Dieselmotor heult freudig auf. Auch in meinem Bauch hüpfet bei diesem Geräusch irgendetwas auf und ab! Eine schwarze Wolke kommt aus dem Auspuff, der Koloss setzt sich in Bewegung. Wir fahren zur neu gebauten Halle, die nur ein paar Meter vom Hof entfernt ist und wo die am Vortag beladenen Hänger bereitstehen. Der Blinker klickt und schon holpern wir über den Feldweg und fahren in die riesige offene Halle hinein. Die Jungbullen unterbrechen ihr Geplänkel und gucken neugierig. Ich darf anhängen, während mein Cousin meinem Onkel am Steuer die Richtung dirigiert. Klack – der Bolzen der Anhängerkupplung schießt durch das Anhängeloch in der Deichsel. Wir schließen alle Kabel an, zum Beispiel die für die Luftdruckbremse der Anhänger, deren Bremslichter, Blinker etc. Dann ziehen wir die Spanngurte noch einmal nach und steigen wieder ein. Das riesige Gespann setzt sich langsam in Bewegung. Bei besonders tiefen Schlaglöchern schwanken wir wie ein Schiff. Mein Onkel tritt das Gas voll durch, der 200-PS-Motor kreischt auf und der Unimog geht hinten voll in die Federn, denn als er noch neu war, wurde er mit einem Gewicht auf der Hinterachse präpariert, um die schweren Heu- und Strohanhänger besser den Berg heraufziehen zu können. Wir holpern auf die Straße. Der noch kalte Motor müht sich das kurze Stück bergauf ziemlich ab. Beim Herunterfahren der Bergstraße merkt man deutlich, dass der Unimog trotz allem ein nur mittelgut gelungener Kompromiss aus Traktor, Lastwagen und Schneeschlepper ist, denn ohne die zusätzliche Bremskraft der Anhänger wären wir jetzt in ernsthaften Schwierigkeiten. Die Stimmung ist (wie eigentlich immer) ziemlich gut. Meine Tante hat uns einen Brotzeitkorb mitgegeben, mit Kaffee, belegten Broten und Limonade. Ich nehme mir eines der Päckchen heraus, wickle genüsslich die Alufolie ab und beiße herzhaft hinein: Lecker, mit Gürkchen!

Mittlerweile sind wir in einem der Vororte von Frankfurt. Wir scherzen herum. Der Motor hat die Kabine unerträglich eingeheizt, daher reißen wir an den Fensterschiebern ... Ah, Frischluft!

Wir sind nun schon gut zwei Stunden unterwegs, werden langsamer und plötzlich rollen wir mitten durch Frankfurt. Das ist irgendwie ein echt cooles Gefühl, die Skyline zur Seite, ernten wir verständnislose und empörte Blicke. Wir sind gefangen im Blitzlicht fotografierender Touristen, werden von einer Dönerbuden-Flut überschwemmt und von allen Seiten mit sinnlosen Werbesprüchen zugeballert. Was für eine idiotische Welt, die Großstadt! Ich meine, im Vergleich zum Lande, wo mir alles viel sinnvoller und logischer erscheint. Wir halten. Ich springe raus und kuppel den hinteren Hänger ab. Geschickt rangiert rollt er durchs Tor. Aus dem kleinen Häuschen nebenan kommt Harry. Er kümmert sich hier um die Pferde, und wenn wir mit einer Ladung Heu oder Stroh kommen, dann hilft er auch beim Abladen. Der Hof ist traditionell gehalten: Links vor dem Tor ist

ein Kreis, den man zum Longieren der Pferde benutzt, rechts ist ein Reitplatz mit verschiedenen Hindernissen. Hinter dem Tor sind die meisten Stallungen, rechts davon ist eine Scheune, die unten Pferdeboxen hat und oben einen Heu- und Strohspeicher. Harry und ich ziehen die Spanngurte vom Wagen herunter und wickeln sie auf. Mein Cousin ist währenddessen schon auf den Balkon gestiegen, von dem aus die Ballen nach hinten getragen werden. Der Balkon ist ungefähr vier Meter hoch. Wenn der Hänger noch voll ist, dann ist es leicht, die Ballen rüber zu befördern. Aber wenn der Hänger schon fast leer ist, dann wird das zu einer echten Plackerei. Keuchend kletterte ich die Leiter hoch. Mein Onkel ist schon oben. „Na dann los, ran an die Buletten!“ – was für den Unwissenden so viel bedeutet wie: „Du kannst jetzt anfangen.“ Ich schneide die Kordeln durch, die quer über den Wagen gespannt sind, gebe meinem Onkel die Ballen und er schmeißt sie dann mit der Heugabel auf den Speicher.

Nach eineinhalb Stunden Schufferei sitzen wir schlagskaputt wieder im Unimog. Die Hänger sind leer und wir kommen ganz gut voran. Plötzlich wimmert irgendwo in der vollgestopften Kabine ein Handy, und nach hektischem Gesuche findet schließlich jemand das Telefon und drückt den grünen Knopf. Sofort ist die Stimmung eingefroren. Meine Tante ist dran: Der Tierarzt ist auf dem Hof und hat festgestellt, dass ein Kalb gestorben ist. So weit die schlechte Nachricht, die noch schlimmere Nachricht ist, dass das Kalb noch in der Mutterkuh steckt. Nachdem wir die Anhänger an der Halle abgestellt haben, fahren wir schnell rüber zum Hof. Der Landtierarzt ist ein überraschend junger Mann in Gummistiefeln. Der Kofferraum seines Kombis ist geöffnet und diverse Schubladen sind aufgerissen. Manche enthalten wirklich schaurige Werkzeuge, die ich eher einem Horrorfilm zuordnen würde und nicht einem Arzt.

Mittlerweile ist noch einer meiner Cousins auf den Hof gekommen, um bei der anstehenden Operation zu helfen. Wir sollen die fiebernde, verängstigte Kuh beruhigen und an die Wand pressen, damit der Doktor agieren kann. „So, können wir anfangen?“ fragt er, schon fast ein bisschen streng. Obwohl das eigentlich keine rhetorische Frage war, wartet er trotzdem die Antwort nicht ab und beginnt damit, die Kuh zu betäuben. Dazu zieht er eine milchige Flüssigkeit in eine Monster-Spritze auf, drückt die Haut der Kuh zu einer Falte zusammen und rammt dort die Spritze hinein. Dann beginnt er, mit einem Monster-Skalpell die Haut über der Gebärmutter aufzuschneiden. Der Ältere meiner Cousins schaut gebannt zu. Er hat schon einmal ein Praktikum beim Tierarzt gemacht und will später selbst mal einer werden. Der Arzt scheint sich nicht um eine sonderlich sanfte Vorgehensweise zu bemühen, jedenfalls kommt mir das so vor. Er arbeitet sich Stück für Stück tiefer in den lebendigen Körper. Die Augen meines Cousins leuchten, mein Onkel stemmt die Hände in die Hüften – und ich kämpfe gegen den aufsteigenden Brechreiz an. Plötzlich klafft im Bauch der Kuh ein riesiges, ein gigantisches Loch und alle Mann müssen mit anpacken, um das tote Kalb aus der Kuh

zu ziehen. Flatsch – der Körper des Kälbchens klatscht auf den Boden, es stinkt schon nach Tod. Irgendwie tut mir die Kuh noch mehr leid, als der Tierarzt uns erklärt, dass sie der Überzeugung ist, sie sei noch trächtig, weil sie eben nicht richtig abgekalbt hat. Aber jeder kann auf den ersten Blick sehen, warum das gar nicht möglich war: Das Kalb ist mehr als doppelt so groß wie ein normales Kälbchen bei der Geburt. Mit einer Monster-Nadel näht der Arzt die Wunde zu. Ich wurde auch schon einige Male operiert, und die Vorstellung, man würde bei einem Menschen (mir!) genau so nähen, versetzt meinem Magen noch einen weiteren Stoß.

Als der Doc endlich fertig ist, wird die Wunde noch geklammert (mit Klammern, die die Stärke von Krampen haben) und mit Silberspray desinfiziert. Das Blut der Kuh läuft den Hof hinunter. Der Wind frischt auf und trägt den Geruch davon, was meinem Magen eine große Erleichterung ist! Der Arzt packt seine Sachen zusammen, und nachdem wir ihm geholfen haben, sie zu reinigen, fährt er wieder. Ich führe die Kuh zurück in den Stall und helfe anschließend, den Hof zu schrubben. Zwei Knechte decken den Kadaver des Kalbes ab. Auch das gehört wohl zum Landleben dazu, aber das macht es nicht schlechter, im Gegenteil. Die Sachen, die hier passieren, sind einfach echt.

Mein Onkel gibt gerade den Arbeitern Weisung, was als Nächstes zu tun ist, als meine Tante zum Abendessen ruft. Da fällt mir plötzlich ein, dass ich schon eine ganze Zeit lang nichts mehr gegessen habe, und verspüre dabei einen tierischen Hunger. Der Tisch ist schon gedeckt. Es gibt Braten mit Sauerkraut und Knödeln, und es schmeckt wie immer riesig. Nach diesem anstrengenden Tag gehen wir hoch in unsere Zimmer, und erst als wir so lange gezockt, geredet, gelacht und ferngesehen haben, dass uns die Augen zufallen, schlafen wir ein.

Am nächsten Tag werden wir auf dem Feld beim Pressen helfen oder Ballen auf einen Wagen setzen ... und daran, dass ich am Ende des Sommers wieder nach Hause fahren muss, will ich noch gar nicht denken. Manchmal frage ich mich zwar, warum mein Onkel diesen Beruf noch macht – denn wirklich viel verdienen tut er dabei nicht. Doch im Grunde weiß ich es ja: Dieser Job ist hart, anstrengend, nervenaufreibend und stressig – aber definitiv der coolste Job der Welt!